



Anita Traninger

Festrede Eröffnung Jahresthema 2025/26

„Konflikte lösen!“

Einstein-Tag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Nikolai-Saal, Potsdam
29. November 2024

Keywords: Konflikt, Konfliktlösung, Pierre Bayle, Soziale Medien, Unparteilichkeit

Sehr geehrte geehrter Herr Staatssekretär Dünow,
Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Schubert,
Sehr geehrter Herr Präsident Marksches,
Hochgeschätzte Festversammlung,

Es ist ein impertinenter Imperativ, unter den wir die Jahre 2025 und 2026 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften als Motto stellen: „Konflikte lösen!“

Konflikte scheinen die Signatur unseres Zeitalters zu sein, man entkommt ihnen nicht.

Von Konflikten ist entsprechend allenthalben die Rede, umso wichtiger ist daher zu betonen, dass das Jahresthema einen zweiten Teil hat: lösen. Und noch einen dritten: einen Aufforderungsmarker, ein Ausrufezeichen.

Konflikte lösen! Es ist eine seltsame Diskurslücke, in die dieses Thema hineinstößt. Zum einen gilt intensives Interesse dem Beschreiben, Analysieren und Diskutieren von Konfliktlagen; zum anderen kippt das Lösen von Konflikten, wenn es denn zur Sprache kommt, rasch in das Rezipthafte und Präskriptive: Empathie sei vonnöten, Toleranz sei geboten, Versöhnung unumgänglich. Konfliktmanagement ist ein Standardmodul aller Seminaranbieter, Trainer, Managementcoaches und Consultants – aller Couleurs, in allen Branchen, mit oft atemberaubenden Gelingensversprechen.

Und doch: Konflikte werden nicht gelöst.

In der Regel. Sie werden befriedet, auf richterlichen Beschluss in einen Vergleich überführt, sie simmern weiter, brechen wieder auf.

Entsprechend breit gefächert ist die Palette der in den Blick zu nehmenden Konfliktausgänge. Natürlich gibt es Modi und Verfahren, bei denen die Konfliktresolution nicht z.B. an eine Richterfigur delegiert wird. Komplexer – und interessanter – sind in der Tat jene, bei denen den Parteien selbst Partizipation abverlangt wird. Versöhnung hat in Christentum, Judentum und Islam eine theologische Unterfütterung wie auch rituelle Formung erfahren; der Kompromiss, zumal der faule, wurde von Avishai Margalit neu zur Diskussion gestellt.

Doch auch Versickern und Versanden, Ermattung aller Beteiligten, Transformation durch Austausch der Konfliktakteure, Rückzug und Rücktritt, Aussitzen oder gar organisiertes Vergessen (das freilich oft nicht intendierte Spätfolgen zeitigt) – all dies mag keine aktive oder gar rationale Lösung von Konflikten bedeuten, tritt aber doch in nicht unbeträchtlichem Ausmaß an die Stelle von Konfliktlösungen im strengen Sinn. Inwieweit Methoden der

Diplomatie, Mediation, oder Ritualisierung diesen unübersichtlichen, teils informellen, manchmal auch ‚schlampigen‘ Lösungen überlegen sind, sei dahingestellt.

Dem Umstand, dass Konflikte, wenn sie schon nicht im strengen Sinn gelöst werden, so doch regelmäßig zu einem Ende kommen, mindestens weil sie von neuen Konflikten überschattet oder überblendet werden, steht eine zunehmend unerbittliche, unversöhnlich erscheinende Parteilichkeit im öffentlichen Diskurs gegenüber. Sie scheint vielen Kommentator:innen ursächlich mit den Formaten und Affordanzen der Sozialen Medien zusammenzuhängen. Es ist eine unbedingte Parteilichkeit, mit der (nicht nur) politische Positionierung heute vorgenommen und eingefordert wird.

Wie Zadie Smith diagnostizierte, ist der Ausdruck „ad hominem“ im digitalen Debattenaustrag schlicht unverständlich geworden. Es steht immer gleich der ganze Mensch zur Disposition oder, wie Smith schreibt: „Online a person is the position they’re maintaining and vice versa. Opinions are identities and identities are opinions“ (New York Review, 19.01.2023).

Wir haben uns als Gesellschaft auf technokapitalistische digitale Plattformen eingelassen, die uns glauben machen wollen, dass in 140 oder 280 oder 300 Zeichen (inklusive Leerzeichen!) eine Debatte zu führen sei. Wir haben uns auf konfliktschürende Algorithmen eingelassen, die auf Engagementmaximierung durch Empörung gepolt sind. Die Sozialen Medien zimmern eine Bühne für ein histrionisches Engagement, für vom Gemeinwesen abgewandte, dafür aber umso hitziger vorgetragene Parteinahmen in Konflikten, die sich jenseits eines realen Handlungsraums abspielen.

Konflikte werden verbalgewaltig nachgestellt und damit nicht nur einzementiert, sondern verstärkt, verdoppelt, zugespitzt und vielen zur höchstpersönlichen Angelegenheit. Verstärkt werden sie durch Echokammern, die eine Meinung nicht als probable, also als argumentierbare, sondern als alternativlos ausspielen. Es ist dies ein Phänomen, das aus dem Nischenphänomen der Sozialen Medien längst in die breite Öffentlichkeit geschwappt ist. Die Versicherungen der Kommunikationswissenschaft, dass es nur ein marginaler Anteil der Bevölkerung ist, der sich überhaupt in Sozialen Medien engagiert, gehen an der Sache vorbei. Der Modus der Parteilichkeit, der Unerbittlichkeit, die konzeptionell mündliche Angriffigkeit und Aggression, die im schriftlichen Medium auf Dauer gestellt wird – das alles hat viel weiter reichende Welleneffekte, als die reinen Nutzungszahlen verraten würden.

Trotz der im digitalen Raum multiplizierten Foren und Formen des Selbstaussdrucks und der Kommunikation macht sich bei vielen ein Gefühl breit: Ohnmacht.

Ohnmacht, die sich wahlweise in den Rückzug ins Private, in Nachrichtenabstinenz und gesellschaftliches De-Engagement übersetzt, oder aber, diametral entgegengesetzt, in Proteste, die nicht überzeugen, sondern überschreien zum Ziel haben. Beides bedeutet Rückzug von den Foren politischer Aushandlung, beides transformiert Konflikte in unbearbeitbare, unbeendbare Monstrositäten.

Die Ohnmacht produziert neue Ohnmacht – wie soll das weitergehen? „Konflikte lösen!“ mutet an wie eine naive Utopie angesichts dessen, dass geopolitische Konflikte und gesellschaftliche Frontstellungen sich in einer Weise in die private Sphäre übersetzen, die Familien spaltet, Freundschaften entzweit, ein – je unterschiedliches – großes Unsagbares zwischen uns stellt, wenn nicht überhaupt Unversöhnlichkeit Platz greift.

Im Zentrum des Jahresthemas steht die Frage, wie wir den Blick von der Diagnose auf die Perspektive, von der Verhärtung auf Bewegung wenden können: darauf, wie es vorangeht, nachdem die Fronten benannt, die Antagonisten identifiziert, die Ausweglosigkeit konstatiert ist.

In einer Zeit, in der das Vertrauen in die Institutionen des öffentlichen Diskurses – Politik, Medien, Wissenschaft – befeuert durch einen entfesselten Plattformkapitalismus fundamental erschüttert ist, stellt sich die Frage: wo überhaupt ansetzen?

Bevor ich eine Antwort versuche, lassen Sie uns zurückschauen, in eine Ära, die wie wir mit neuen medialen Konstellationen und entfesselten Konfliktszenarien rang.

In historischer Perspektive wird deutlich, wie hart gewisse Konfliktlösungsansätze erkämpft wurden. Toleranz ist so ein Fall.

Toleranz, historisch insbesondere in Religionsangelegenheiten, ist eine Regelungsfrage, die genuin asymmetrisch ist: sie wird obrigkeitlich gewährt. Dass so sehr um dieses Gewähren gerungen wurde, in erbitterten kriegerischen Auseinandersetzungen und mitleidlosen Vertreibungen, mag uns auch daran erinnern, dass unsere heutigen Konflikte nicht ungekannt sind angesichts der Grausamkeiten, die Menschen einander immer schon angetan haben.

Einer, der Toleranz beziehungsweise vielmehr: ihre Abwesenheit mit allen Fasern seiner Existenz erlebte, war Pierre Bayle, der große Denker der Frühaufklärung. Sein Beispiel erlaubt es uns auch, eine Brücke zum gerade zu Ende gehenden Jahresthema, Aufklärung 2.0, zu schlagen, das sich um Immanuel Kant und die unvollendete Aufklärung herum organisiert hat.

Pierre Bayle wurde zwischen den großen Konfliktlinien seines Jahrhunderts fast zerrieben. Als Sohn eines protestantischen Pfarrers in der Nähe von Toulouse geboren, an einem Jesuitenkolleg erzogen, zum Katholizismus konvertiert, zum Protestantismus zurückgekehrt, ins Exil gedrängt – anders als viele andere ging er aber nicht nach Berlin, das den Hugenotten auf der Grundlage des Potsdamer Toleranzedikts des Großen Kurfürsten von Brandenburg Asyl gewährte. Hier zweigt ein Themenschwerpunkt ab, den die Akademie 2025 ebenso verfolgen wird: das 325-Jahr-Jubiläum der Berliner Akademie, deren intellektuelles Saatbeet ganz wesentlich die aus Frankreich vertriebenen und in den Chur-Brandenburgischen Landen aufgenommenen Reformierten Franzosen gelegt hatten.

Bayle ging also nicht nach Berlin, sondern nach Rotterdam. Toleranz, Laizismus, die Trennung von Moral und Religion – das waren, vor dem Hintergrund seiner Biographie nachvollziehbar, die Themen seiner frühen Schriften. Als er seinen Rotterdamer Lehrstuhl 1693 verlor, wurde er Publizist; nun musste sich seinen Lebensunterhalt schreibend erarbeiten.

Mit einem Enzyklopädieprojekt, dem *Dictionnaire historique et critique*, sollte er quer durch die Konfessionen Furore machen – auch von jenen, die wir jetzt der katholischen Aufklärung zurechnen, wurde Bayle ebenso begierig wie bewundernd gelesen, wenngleich seltener namentlich zitiert.

Die Artikel zu historischen Persönlichkeiten waren begleitet von extensiven Kommentaren, die leicht den Großteil der Seiten füllten, und die spitzzüngig, amüsant, gelehrt, auch obszön die bisherige Forschung auf den Prüfstand stellten. Der Apparat erweist, wie konfliktuös die Konstitution von „Tatsachen“ war und ist.

Bevor er dieses Mammutwerk in Angriff nahm und dabei das stabile Muster der Enzyklopädie nachhaltig erschütterte und in Bewegung brachte, wandte er sich den Neuen Medien zu – dem neuen, schnellsten, beweglichsten Medium seiner Zeit: der periodischen Presse.

Er beginnt ein Zeitschriftenprojekt. Von 1684-1687 gab er die *Nouvelles de la république des lettres* als alleiniger Redakteur unter immensem persönlichem Einsatz und bis zur physischen und psychischen Erschöpfung heraus. Das neue Instrument der Rezension, das erstmals die Schriften von Zeitgenossen der spitzen Feder der Kritik unterwarf, faszinierte die gelehrte Welt ebenso wie es ihr Kopfzerbrechen bereitete.

Die Kritik als neu etabliertes Verfahren der *république des lettres* hatte besorgniserregende Begleitgeräusche gezeitigt. *Seine* Zeitschrift, so Bayle, solle gerade keine Verleumdungsagentur, kein „Bureau d’Adresse de médisance“ sein, wie er in Anspielung an Théophraste Renaudots berühmte Pariser Informationsdrehscheibe formuliert.¹ Die üble Behandlung, die der *Mercure sçavant* (eine Zeitschrift, die im gleichen Verlag wie die *Nouvelles* erschienen, aber nie über die erste Nummer hinaus kam) angesehenen Gelehrten zuteilwerden habe lassen, sei ein abschreckendes Beispiel. Der Anmaßung, über Autoren pro oder contra zu Gericht zu sitzen, wolle er, Bayle, sich nicht verschreiben.

Auf keinen Fall könne man sich zum Sklaven seiner Meinungen machen, und was Bayle als Maxime für sein eigenes Kritikertum festlegt, wird zu nichts weniger als zur Maßgabe sowohl für das Austeilen als auch das Aushalten von Kritik: Hartnäckigkeit und ein sich Verkämpfen durch übermäßiges Beharren auf Standpunkten sind zu vermeiden. Es sind Ciceros *Tusculanae disputationes*, aus denen Bayle die Einsicht bezieht, dass es sich um *probabilia*, um Wahrscheinliches, nicht um letzte Gewissheiten handelt, um die in der Gelehrtenrepublik gestritten wird, und dass man schon allein aus diesem Grund Widerlegungen ohne Rechthaberei vorzutragen und es umgekehrt ohne Zorn zu akzeptieren habe, wenn man widerlegt werde. Hier ist die Gelenkstelle zum Vorurteilsdiskurs der Aufklärung, der neben dem blinden Vertrauen auf Autoritäten gleichermaßen die übermäßige Überzeugtheit von der eigenen Meinung inkriminieren würde.²

Von Religionsfragen sei grundsätzlich abzusehen, schreibt Bayle, gebranntes Kind, das er war. Die Geschäftsgrundlage ist eine ganz andere: Als *hommes illustres* in der *république des lettres* sollen sich alle Gelehrten wenn schon nicht als Brüder, dann zumindest als ebenbürtig betrachten. Unter dem Vorzeichen dieser Gleichheitsfiktion wird deutlich, auf welcher logischen Grundlage Bayle den Zorn aus der gelehrten Kommunikation austreiben will.

Zorn als Reaktion lässt sich nur begründen, wenn Kritik als Schmähung durch eine niedrigrangigere Person aufgefasst würde – so das traditionelle, ein soziales Gefälle einkalkulierende Verständnis des Zorns als Affekt. Die Maßgabe, dass Zorn keine Option sei, ist daher mehr als ein Mäßigungs- und Selbstregulationsappell. Hier geht es darum, das persönliche Berührtsein zu eskamotieren, indem die mögliche Ursache des Zorns ausgeräumt wird. Wenn Zorn von der Ungebührlichkeit der Schmähung herrührt, ist er schon gar nicht angebracht, wenn alle als Gleiche operieren.

Die Gelehrtenrepublik akzeptiert nun, am Ende des 17. Jahrhunderts, printmediale Öffentlichkeit als ihren Operationsraum beziehungsweise erschafft diese vielmehr *in der* und *durch die* periodische Presse neu, erlegt ihren Mitgliedern aber zugleich auf, dass traditionale

Rücksichten auf Hierarchie und Herkunft, die das öffentliche Leben bestimmen, zu ignorieren sind – alle sind in dieser Republik gleich.

Erstaunlich nun, dass Bayle vor diesem Hintergrund in der *république des lettres* den Krieg ausruft, den Krieg um das bessere Argument. Die Mitglieder dieser Republik – ein eigentlich so tröstlicher Terminus im Europa der einmal alliierten, einmal verfeindeten Monarchien – lägen im Krieg, jeder gegen jeden. In einer Zeit, der die Langfristfolgen der Religionskriege noch in den Knochen stecken, findet Bayle nichts dabei, den Krieg als Leitmetapher für das Argumentieren auszurufen.

Im Kampf *omnium contra omnes*, jeder gegen jeden, ist jeder einzelne Partei: *Parti* oder „Parthey“ ist, wie es in Zedlers *Universallexicon* heißt, ein „Kriegswort“, das die feindlichen Seiten in einer Auseinandersetzung bezeichnet.³

Es ist dies die Folie, vor der Unparteilichkeit als Konzept emergiert.

„Unparteilichkeit“ gewinnt als Konzept und Terminus vor diesem Hintergrund rasch an Profil und an Geläufigkeit. Unparteiisch zu agieren meinte aber, ganz im Sinne von Bayles Kriegsgebot, weder Urteilsenthaltung noch Toleranz. Vielmehr sind damit gleichermaßen der affektische *und* der epistemische Modus identifiziert, in dem dieser Krieg zu führen ist.

Unparteilichkeit als (vermeintlich) reine Neutralität und Urteilsenthaltung – das ist gerade *nicht* das Begriffsverständnis, das die *république des lettres* und damit die Gelehrsamkeit im engeren Sinn prägen sollte.

Unparteiisch sollen hier gerade Urteil und Kritik sein. Unparteilichkeit wird damit zu einer *Urteilsqualität*.

Wie funktioniert das?

Man erlege sich selbst eine Distanznahme zu den eigenen Überzeugungen auf und befreie sich von den Fesseln der eigenen Meinung. Es war Erasmus von Rotterdam, der bereits in den Anfängen der *respublica literaria* diese Operation vorexerziert hat:

Im Jahr 1499, als Erasmus von Rotterdam und John Colet beide in Oxford waren, diskutierten sie über das Gebet Christi in Gethsemane. Erasmus schlug sich auf die Seite der traditionellen Autoritäten und vertrat die Ansicht, dass es die menschliche Natur Christi war, die ihn seine Angst ausdrücken ließ. Colet hingegen vertrat eine weitreichendere Interpretation, indem er argumentierte, Christus sei in Sorge gewesen in Bezug auf die Schuld, die die Juden durch seinen Tod auf sich laden würden. Das Gespräch wurde unterbrochen, aber in der Korrespondenz fortgesetzt. Erasmus beschreibt Colet, wie er die konträren Positionen durchdachte:

Ich bin die ganze Diskussion nochmals für mich durchgegangen und habe sie nochmal konzentrierter betrachtet, indem ich mich von allen Neigungen befreite, während ich die Argumente beider Seiten zusammenstellte und abwog; ja, ich drehte die Dinge so um, dass ich mir Deine Argumente genau so zu eigen machte, als wären es meine eigenen, und meine eigenen nicht weniger streng kritisierte, als wenn es Deine gewesen wären.⁴

In epistemischer Hinsicht ist Unparteilichkeit der Versuch, Kritik als rein rationale Tätigkeit sicherzustellen. Es ist dies eine künstliche Haltung, die allererst hergestellt werden muss.

Unparteilichkeit ist keine natürliche Disposition, sie ist ein erworbener Habitus. Und: Unparteilichkeit bedeutet im frühneuzeitlichen Verständnis nichts weniger als eine intellektuelle Beweglichkeit, die das Denken höher stellt als das Rechthaben.

Pierre Bayle verstand, dass die Affordanzen der Neuen Medien, die im Verständnis der Zeit jedem Zutritt zu einer Bühne ermöglichten, auf der sie über andere zu Gericht sitzen und damit die erbittertsten Konflikte auslösen konnten, nach neuen Regulierungen verlangten. Diese waren kaum technisch herzustellen. Vielmehr formulierte er sie als Auftrag: als Maximen, auf die sich alle, die sich zu Wort melden wollten, verpflichten müssten.

Es geht also gar nicht darum, das Konflikthafte zu verbannen. Vielmehr geht mit dem Eintritt in die Arena ein Auftrag einher, der an jede einzelne, jeden einzelnen gerichtet ist. Von daher wird auch klar, wo anzufangen ist.:

Bei uns. Bei uns selbst. Was jetzt allzu salbungsvoll klingen mag, ist überaus pragmatisch gemeint. Denn wenn es einen Akteur in Konflikten gibt, auf den wir vollumfänglich Zugriff haben, dann sind das doch wohl wir selbst.

Und auch wenn wir in einer konfliktbestimmten Zeit leben, die sich seit geraumer Zeit und insbesondere seit den letzten Wochen, so scheint es, weiter eintrübt und verdunkelt, könnte sich daraus doch ein vorsichtiger Optimismus ableiten lassen.

Außerdem: Die epistemischen Vorteile des Denkens in Konflikten geraten angesichts der Besorgnis über die aktuelle Allgegenwart von realpolitischen Krisen fast in Vergessenheit. Von den „zweierlei Ansichten“, den *Dissoi logoi*, die an der Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert vor Christus das sophistische Denken in Gegensätzen schulten, über die *conflictus*-Literatur des Mittelalters, die alle nur erdenklichen Allegorien und Personifikationen debattistisch gegeneinander antreten ließ, bis zu den oft als Entscheidungsfragen formulierten Preisfragen der Akademien ab dem 17. Jahrhundert gibt uns die Geschichte Beispiele der kontrollierten Konfliktinszenierung, die mit Blick auf bzw. im Kontrast mit der Gegenwart durchaus erhellend sind. Nicht zu vergessen ist dabei natürlich das Theater, das seit der Antike den Konflikt zu seinem Kerngeschäft machte und ihn dramatisch verdichtet auf die Bühne stellte. Die konstruktiven Aspekte des (auch inszenierten) Konflikthandelns wollen wir keinesfalls aus den Augen verlieren.

Und ganz unabhängig von den Zeitläuften, von der erdrückenden Meldungen und der Hoffnungslosigkeit, die uns angesichts der weltweiten Konfliktherde überkommen mag, müssen wir uns eingestehen: Wir sind konflikthafte Wesen. Der Konflikt ist unserer sozialen Existenz eingeschrieben. Konflikte sind auch nicht grundsätzlich irrational. Viele der Freiheitsrechte der Moderne wurden im Konflikt erstritten, lassen Sie uns das nicht vergessen.

Konflikte lösen – als Akademie haben wir dieses Jahresthema ausgerufen, nicht weil wir die Lösungen hätten, sondern weil wir die Perspektive verschieben wollen: vom Beklagen auf das Tun, von der Ohnmacht zum Optimismus. Konflikte lösen ist daher eine Prozessmaxime, nicht Gelingensbehauptung.

Ist Gastfreundschaft ein Mittel zur Konflikttransformation? Wie lässt sich der Konflikt zwischen Umweltfolgen und Abbauinteressen im Tiefseebergbau lösen? Wie entscheidet man über Priorisierungen bei Organspenden? Wie funktioniert Versöhnung bei Primaten? Was sind die brennenden Konflikte in den Schulen, zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, in



Geschlechterfragen – und wie kann man sie lösen? Das sind nur einige der Themen, die die Mitglieder des Beirats und die wissenschaftliche Koordinatorin des Jahresthemas, Dr. Samira Spatzek, bereits auf die Liste gesetzt haben.

Mehr noch als das Was interessiert uns das Wie.

Aus der Perspektive der Wissenschaft sind einige Marksteine auf dem Weg vorgezeichnet: Rationalitätsgebot, Reflexionsauftrag, möglicherweise auch Re-Framing des Konfliktlösens.

Mehr noch: wie wir uns selbst bewegen und beweglich machen müssen, damit dieser Schritt gelingt. Anzufangen ist, von Pierre Bayle können wir diesen Rat annehmen, bei uns selbst. Die Position des Anderen nicht attackieren, sondern sich probenhalber zu eigen machen. Den sogenannten *common ground* eruieren, indem wir die eigene moralische Kanzel verlassen. Außerhalb der sogenannten Box und um die Ecke denken, indem wir uns einlassen auf das Argument als Kunst, auf die Debatte als Form, auf die Verhandlung als Modus.

Das Ausrufezeichen in unserem Jahresthema mag uns Auftrag und Perspektive sein: nicht Rezeptwissen, sondern Reflexionsgebot. Konflikte lösen bedeutet, danach zu fragen, was jenseits des Konflikts sein kann und wie man dahin kommt. Als Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften machen wir uns genau das zur Aufgabe in den kommenden beiden Jahren. Ich freue mich sehr darauf und lade Sie herzlich ein, mit uns gemeinsam dieses Ausrufezeichen zu setzen.

-
- ¹ Pierre Bayle: Préface, in: *Nouvelles de la république des lettres*, mars 1684, fol. *2^r–[*8]^v, hier fol. *4^r. Zu Renaudot und seinem Bureau d'Adresse s. jetzt Isabelle Fellner: Nettoyer l'étude de la poussière: *Debating Cultures and Publication Strategies in the Conférences of Théophraste Renaudot*, Wiesbaden 2023 (Episteme in Bewegung 33).
 - ² Siehe Manfred Beetz: „Transparent gemachte Vorurteile. Zur Analyse der *praejudicia auctoritatis et praecipitantiae* in der Frühaufklärung“, *Rhetorik* 3 (1983), S. 7–33.
 - ³ Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Halle / Leipzig 1732–1754 (Reprint Graz 1993), Art. Parthey. Parti, Bd. 26, Sp. 1049–1050 (www.zedler-lexikon.de).
 - ⁴ „[...] remque totam mecum animo repetens paulo sum fixius pressiusque contemplatus; deposito omni studio rationes vtriusque componens atque expendens, imo permutatione facta, vt tuis perinde ac meis fauerem, et meas non minus acriter quam si tuae fuissent excuterem.“ *Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami*, hg. von P.S. Allen et al., 12 Bde. (Oxford: 1906–1958), ep. 109, 250. Meine Übersetzung. S. zu der Debatte und ihren theologischen Implikationen Frederic Seebohm: *The Oxford Reformers. John Colet, Erasmus, and Thomas More. Being a History of their Fellow-Work*, London u.a. 1913, S. 116–125.